

als „Herr des lebendigen Atems in allem Fleisch“ wirken soll, ist es in dieser unglücklichen Geschichte.

Was steht eigentlich auf dem Spiel? In den theologischen Metaphern Martis kommt ein Anliegen immer wieder zur Sprache: Den Menschen und sein Leiden in seiner Geschichtlichkeit ernst zu nehmen, seinen Kampf und sein Mühen nicht schöngeistig zu bagatellisieren und zu überspringen. Darum ist ihm die „Leibhaftigkeit“ der Gotteserfahrung so wichtig. *Leib* meint ja in biblischer Sprache nicht einfach einen Teil des Menschen (seinen Körper), sondern ihn selbst in einer sichtbaren in der Welt befindlichen Existenz. Mit dem Leibsein wird in der Bibel auch die *soziale Dimension* angesprochen: Kommunikation geschieht „im Leib“ (so wird auch „erkennen“ für leibhaftige Erfahrung in der sexuellen Begegnung gebraucht: „Adam erkannte Eva, seine Frau . . .“ Gen 4, 1). Der drastische Ausdruck „*Fleisch*“ meint dieselbe Wirklichkeit. So wird „Auferstehung des Fleisches“ zu einer *Metapher des Protestes* gegen jede Menschenverachtung und zum *Ausdruck der Solidarität* mit allen Menschen, speziell den Leidenden. Zugleich aber ist auch eine in unserer abendländisch-männlichen Theologie verlorengegangene Dimension der *Ganzheit* angesprochen. Erst wo Gott wieder in trinitarischer Weise (verratener Schöpfer, hingerichteter Sohn, exilierter Geist) wirklich inkarniert, in der Welt erfahrbar wird, kann diese von ihm sprechen und kann er in ihr sprechen (und nicht nur „zur Sprache“ gebracht werden).

Josef Bendfeld, Peter Wirzberger u. a.

Unsere Kirchenträume

Die Berliner Anstöße der AGPR

Die von der Arbeitsgemeinschaft der diözesanen Zusammenschlüsse der PastoralassistentInnen und -referentInnen in Deutschland (AGPR) formulierten und im April 1990 in Hünfeld von der Delegiertenversammlung einstimmig verabschiedeten Denkanstöße lassen ein Selbstverständnis und ein Bild von der Kirche erkennen, die man als „österlich“ bezeichnen kann: die „geschwisterliche“

Kirche ist zugleich eine mystische, und sie wird in politischer Diakonie tätig. red

Als Vertretung der PastoralassistentInnen und -referentInnen haben wir, die Arbeitsgemeinschaft der diözesanen Zusammenschlüsse der PastoralassistentInnen und -referentInnen in der Bundesrepublik Deutschland (AGPR), gute Gründe, unsere Visionen einer künftigen Kirche zu formulieren:

Viele von uns haben sich aufgrund einer Vision von Kirche auf den Weg gemacht, haben Theologie studiert und begonnen, als Hauptamtliche in dieser Kirche zu arbeiten; sie spüren heute schmerzhaft die Spannung zwischen ihrer Vision von Kirche und dem, was sie als Realität erleben.

Wir sind uns aber auch bewußt, daß solche Visionen Zielorientierungen auf dem Weg des Gottesvolkes sind, und sind bereit, unsere Verantwortung dafür zu übernehmen, daß unsere Kirche auf dem Weg zu diesen Visionen weiter vorankommt.

Wir sehen uns aber an der Schnittstelle zwischen Klerikern und Laien noch in einer besonderen Spannung. Einerseits haben wir als Hauptamtliche in gewisser Weise teil am kirchlichen Amt und am „Herrschaftswissen“ der Theologie. Wir gehören zur Institution, die als solche eine konservierende Funktion gegenüber der bestehenden Gestalt von Kirche einnimmt. Andererseits sind wir Laien, die sich der im Zweiten Vatikanischen Konzil zutage getretenen Dynamik der gemeinsamen Sendung aller Getauften, der Vision des geschwisterlichen Volkes Gottes verpflichtet fühlen, die wir in der konkreten Kirche oft nicht wiederfinden. Aus dieser Spannung können wir uns nicht entlassen, sie ist für unseren Beruf konstitutiv. Wir versuchen aber, sie im Prozeß der Veränderung und des Wachsens der Kirche fruchtbar zu machen.

Eine mystische Kirche

Nach dem Zeugnis des Neuen Testaments ist die Kirche die Gemeinschaft der Menschen, die ergriffen sind von der Erfahrung, daß Gott Raum genommen hat in dieser Welt und in ihrem Leben und daß damit für sie schon hier ein Raum überfließender Lebensfülle eröffnet ist.

Deswegen bemühen sich diese Menschen zuallererst, Gott Raum zu geben: im Gebet,

im Suchen und Fragen nach der Wahrheit ihres Lebens, in der Begegnung mit Menschen, im Lesen der Heiligen Schrift. In der Nachfolge Jesu lassen sie sich vom Geist des gekreuzigten und auferstandenen Christus verwandeln, damit durch sie das Reich Gottes Raum gewinnen und Gestalt annehmen kann.

Die Grundentdeckung dieser Menschen ist, daß es nicht darauf ankommt, wer sie sein müssen in den Schranken religiöser Gesetze, sondern wer sie sein dürfen und können vor dem Angesicht Gottes.

Deswegen dürfen in einer solchen Kirche die Menschen Raum finden so, wie sie sind: schwach und auch schuldig, mit einer je eigenen Lebens- und Glaubensgeschichte und mit unverwechselbaren Erfahrungen. Alle werden ermutigt, aus diesen Erfahrungen heraus die Schrift zu lesen, zu beten, gemeinsam Deutungen ihres Lebens aus dem Glauben zu finden und ihren Alltag zu verändern.

Eine geschwisterliche Kirche

„Meister, wo wohnst du?“, das ist die Frage der beiden Jünger im Johannesevangelium (Joh 1, 38). Jesus antwortet: „Kommt und seht!“ Er lädt sie ein, einen Tag bei ihm zu bleiben. Er bietet ihnen Raum an, eine neue Erfahrung zu machen.

Begeistert und gleichzeitig provozierend war die Art und Weise, wie Jesus mit sich selbst und mit anderen umging. Seine innere Freiheit und sein Selbstbewußtsein ermöglichten es ihm, die Menschen, denen er begegnete, zur Freiheit zu ermutigen und sie aufzurichten.

Auch heute werden für Menschen diese Erfahrungen möglich, wenn wir versuchen, in überschaubaren Gruppen Freiräume zu schaffen, die die Unantastbarkeit und Unverfügbarkeit der einzelnen respektieren und so den Menschen alternative Erfahrungen in und mit unserer Kirche ermöglichen. Solche Gruppen können auch die bestehenden Gremien der Gemeinde sein.

In diesen Gruppen ist es wichtig, ein Klima zu ermöglichen, das von der Grundhaltung der Ehrfurcht vor der Lebensgeschichte jedes und jeder einzelnen geprägt ist:

– So kann Vertrauen wachsen: Jeder und jede hat das Recht, so zu sein, wie er/sie ist, ein Recht, seine/ihre Meinung, seine/ihre Sicht der Dinge zu sagen.

– So entstehende Angstfreiheit ermöglicht, eigene Schwächen einzugestehen und andere in ihrer Andersartigkeit zu akzeptieren.

– Alle wissen, daß sie auf das Gespräch angewiesen sind und die Wahrheit nicht schon fertig haben und lehren können, sondern sie immer wieder gemeinsam entdecken müssen.

– In einer solchen Atmosphäre werden bei aller Unterschiedlichkeit der Erfahrungen, Charismen und Dienste unnötige und hierarchische Abgrenzungen überflüssig.

– Eine dialogische und partnerschaftliche Form des Umgangs ermöglicht eine andere Art der Zusammenarbeit. Eine offene und faire Konfliktbewältigung ist möglich.

– Es gibt niemanden, der allein „letztverantwortlich“ ist.

– Jeder und jede übernimmt zuerst Verantwortung für sich selbst.

– Verantwortliche Entscheidungen anderer werden ernst genommen. Alle werden mit der notwendigen Entscheidungskompetenz ausgestattet, die für seine/ihre Aufgabe notwendig ist (Subsidiaritätsprinzip).

– Auch Menschen mit „gescheiterten Lebensentwürfen“ haben Platz, im Vertrauen darauf, daß sie eine verantwortliche Entscheidung für ihr Leben getroffen haben. Daraus folgt ein anderes Miteinander z. B. mit wiederverheirateten Geschiedenen, vom Dienst suspendierten Priestern . . .

So entsteht eine gegenseitige Bereicherung durch die Mit-Teilung unterschiedlicher Glaubens- und Lebenserfahrungen, die zur Veränderung hin zu einer geschwisterlichen Kirche beiträgt.

Eine politisch-diakonische Kirche

Wir haben teil an der Vision Jesu Christi, daß ausnahmslos alle Menschen „das Leben in Fülle“ (Joh 10, 10) haben sollen. Und doch leben wir in einer Welt, in der Lebenschancen ungerecht verteilt sind, in der Menschen aus vielfältigen Gründen „unter die Räder“ kommen. Uns auf ihre Seite zu stellen, ihnen Raum zu verschaffen und ihnen dadurch Gott erfahrbar werden zu lassen ist unsere Aufgabe.

Dieser Aufgabe können wir gerecht werden, indem wir die Diakonie, eine der drei „Grundvollzüge“ christlichen Lebens, auf-

werten und ihr zur Gleichwertigkeit mit Liturgie und Verkündigung verhelfen.

Denn in Jesu Rede vom Weltgericht ist die Gleichwertigkeit der Wege der Gottesbegegnung grundgelegt: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25, 31ff).

Als hauptamtliche MitarbeiterInnen in der Kirche stehen wir selbst in diesem Spannungsfeld:

Obwohl wir teilhaben am „Herrschaftswissen“ der Theologie, erfahren wir uns häufig ohnmächtig: in Konflikten zählen oft nicht theologisch-pastorale Argumente, sondern häufig „Weisungsbefugnisse von Amts wegen“. Wenn wir diese eigene Machtlosigkeit zulassen, bietet dies die Chance, die vielen ohnmächtigen Menschen wahrzunehmen.

Glaubhaft ChristInnen bzw. Kirche zu sein, bedeutet dann auch, Menschen Stimme zu verleihen, die den geltenden gesellschaftlichen und kirchlichen Normen und Wertvorstellungen nicht entsprechen, sich mit ihnen zu solidarisieren und sie in christlichen Gemeinden Raum finden zu lassen. Dabei ist zu denken an illegale Flüchtlinge, Obdachlose, Totalverweigerer, Homosexuelle, Frauen in Schwangerschaftskonflikten, HIV-Infizierte und -Erkrankte . . .

Eine solche Kirche paßt sich nicht Werten und Machtmitteln der Gesellschaft an, sondern bezieht ihre Grundlage aus den Reden und der Praxis Jesu.

So verstandenes christliches Handeln beschränkt sich auch nicht weiterhin darauf, Wunden zu verkleben und zu verbinden, sondern versucht, ungerechte Strukturen zu beseitigen. Soziale Diakonie wird so zur politischen Diakonie.

Zur Erreichung dieses Ziels sucht christliche Gemeinde das Gespräch und die Zusammenarbeit mit den MitarbeiterInnen der Diakonie unter Bewahrung des Subsidiaritätsprinzips, aber auch mit außerkirchlichen Gruppen, die gleiche Ziele verfolgen (amnesty international . . .).

Auf diese Weise wollen wir als TheologInnen unsere Charismen einbringen in eine befreiende Theologie und Pastoral, die auf einer Kirche der Seligpreisungen aufbaut. Diese Kirche ist arm, gewaltfrei, friedentiftend und voll Mitleid und Erbarmen.

Hansjörg Vogel

Umkehr zum Leben

Motivation zu Buße und Umkehr in der Gemeinde

Buße und Umkehr sind zentrale Begriffe des Christentums, sie sind vielen Christen aber doch recht fremd. So versucht Pfarrer Vogel auf dem Hintergrund seiner pastoralen Erfahrungen zu zeigen, wie eine biblische Sicht der Umkehr im pastoralen Dienst und im Handeln der Menschen sichtbar werden könnte. Voraussetzung dafür ist ein neues, weniger legalistisches und individualistisches Sündenverständnis, ist eine Gewissensbildung, die auch die soziale und strukturelle Verantwortung mit einbezieht. Der hervorragendste Ort für persönliche und gemeinschaftliche Umkehr ist die österliche Bußzeit.
red

Die Bußpraxis in der Gemeinde reduzierte sich immer mehr auf das Bußsakrament. Sein Vollzug wurde zunehmend vom übrigen Gemeindeleben getrennt. Dieser Zustand ist unbefriedigend. In Publikationen und Tagungen werden deshalb Wege zu einer erneuerten Bußpraxis gesucht.

Es geht darum, die biblische Sicht der Umkehr im pastoralen Handeln sichtbar werden zu lassen. Schon im Alten Testament finden wir verschiedene Schattierungen der Umkehr. Sie drücken alle die situationsgerechte Hinkehr des ganzen Menschen zu Gott aus, die nie abgeschlossen ist. Das Neue Testament baut auf diesem Begriff auf. Umkehr wird mit dem Glauben verbunden und als Antwort auf das Evangelium gesehen. Gott selber ermöglicht die Umkehr, weil er den Menschen liebt und ihm nachgeht (vgl. die Gleichnisse vom verirrtten Schaf und von der verlorenen Drachme, Lk 15, 3–19). Umkehr ist eine Neuorientierung auf Christus, die aus Liebe geschieht und Freude auslöst. Buße meint die gleiche fundamentale Sinnesänderung, doch ist das Wort von der Tradition her stark mit der Vorstellung von äußeren Werken und Abtötung verbunden. Deshalb verwende ich vor allem das umfassendere Wort „Umkehr“.

Mit einem erneuerten Verständnis von Umkehr könnten die Gemeinden besser zu die-